

Sabine Hark

Feminismus, Freiheit und Gerechtigkeit

Ladies Lunch, Gunda Werner-Institut/HBS, 19.06.09

*Wir wollen mit dem Begriff ›Freiheit‹ beginnen.
Ist das ein Begriff, mit dem die Frauen vertraut sind?
Sie sind vertraut mit der Entbehrung von Freiheit.
Und also mit dem Bedürfnis nach Freiheit?*

Ja. Wenn der Mann von Freiheit spricht, spricht er von etwas, das er seit sehr langer Zeit, jedenfalls in Erfahrungsstücken kennt und von dem er insbesondere weiß, daß er es will, während die Frau davon spricht als von etwas, das sie erst noch zu dem ihren machen muss. Wahrscheinlich liebt sie deshalb die Freiheit so sehr. Als wir die Freundinnen, die eingewilligt haben, uns zu helfen, fragten, welches der drei großen Wörter der Französischen Revolution - Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit - das ihre sei, haben sie fast einmütig geantwortet: Freiheit.

Feminismus, Freiheit, Gerechtigkeit/Gleichheit. Wörter der Politik nennt die italienische Kommunistin, Feministin und Journalistin Rossana Rossanda sie in ihrem noch heute lesenswerten Buch *Einmischung* – eine Sammlung von Radiogesprächen mit Frauen eben zu den Wörtern der Politik, erschienen 1979, aus dem der eingangs zitierte Dialog stammt. Der heutige *Ladies Lunch* befindet sich also in guter, ja in bester Gesellschaft. Doch auf diese Begriffe zu rekurrieren, mit ihnen umzugehen, sie feministisch anzueignen, ist vielleicht mehr noch als vor 30 Jahren, als Rossana Rossanda mindestens für den Begriff Freiheit anmerkte, dass dieser »geradezu inflationär gebraucht« würde, mithin nicht umstandslos auf ihn zugegriffen werden könne, kein ganz leichtes Unterfangen. Denn im Glossar der Gegenwart haben beide Begriffe ihren ebenso festen wie schillernden Platz. Freiheit ist heute allzu oft vor allem die Freiheit zu konsumieren und dem Reigen der Gerechtigkeitsbegriffe wird nahezu täglich ein weiterer hinzugefügt, die dann oft genug vor allem als Kampfvokabeln eingesetzt werden, um die Ansprüche der Einen gegen die Anderen zu forcieren.

Dies gesagt, will ich es trotzdem wagen – und ich will wie Rossana Rossanda mit dem Begriff Freiheit beginnen. Ich verstehe meine kleinen Ausführungen auch als Arbeit am »gesellschaftlichen Gedächtnis«, wie die Marburger Erziehungswissenschaftlerin Susanne Maurer es genannt hat: ein Gedächtnis der sozialen Kämpfe um Erkenntnis und Bedeutungen, um Ressourcen und deren Verteilung, um Zugang und Zugehörigkeit, um an/erkennbares Sein und einen unangefochtenen Platz im gesellschaftlichen Gefüge. Arbeit am gesellschaftlichen Gedächtnis insofern ich glaube, dass Feminismus besonders den Begriff Freiheit in einzigartiger, auch für heutige Auseinandersetzungen und mögliche Inanspruchnahmen gewinnbringenden Weise, entwickelt hat, und weil dieses Denken von Freiheit in dem allseitigen Feminismus-*bashing* als Zwangsveranstaltung verloren zu gehen droht.

Freiheit also. In Variation einer sehr großen – und allseits bekannten – Formulierung könnte man sagen, dass das Programm des Feminismus der zweiten Welle ›der Ausgang aus der nur zum Teil selbstverschuldeten Unmündigkeit‹ ist. Es sind zwei Kräfte, die weltweit Frauen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erneut bewegen: das Verlangen nach Autonomie und Selbstbestimmung, danach, sich selbst eigene Zwecke setzen, eigene Pläne verfolgen zu können, sowie die Einsicht, dass die Frauen nur selbst für ihre Freiheit streiten können.

Dabei denken Feministinnen ihre Unfreiheit von Anfang an nicht individualistisch, sondern im gesellschaftlichen und historischen Zusammenhang: Frauen sind unfrei, weil ein dichtes und zwanghaftes Korsett aus Weiblichkeitsstereotypen, Geschlechternormen und einer in Teilen gewaltförmigen Sexualkultur, vor allem aber aufgrund der geschlechtshierarchischen und geschlechtshierarchisierenden Organisation von Produktion und Reproduktion sowie der damit verbundenen Verbannung der Frauen ins so genannt ›Private‹ ihnen Unfreiheit aufzwingen. Das Leben von Frauen, so vermerken es erstaunlich hellsichtig und ohne Larmoyanz eine Reihe proto-feministischer Werke der 1950er und 60er Jahre, ist eingeeignet, ohne Wahl und Selbstbestimmung, rechtlich deklassiert, ökonomisch abhängig, sozial, emotional und intellektuell verarmt. *Frauen im Laufgitter* nennt die hierzulande noch zu entdeckende Schweizer Autorin Iris von Roten so auch ihr 1958 erschienenes Buch, das sich in Vielem auch heute noch als überaus aktuelle Zeitdiagnose lesen lässt:

»Im wesentlichen steht die Frau von heute noch vor derselben unerfreulichen Alternative wie ihre Urgroßmutter. Es gibt ... grundsätzlich nach wie vor nur drei Arten von ›Frauenleben‹: dasjenige der ausgenutzten Arbeitsbiene, jenes der Magd eines Ernähers und seiner Nachkommen und das Dasein einer amüsierten oder gelangweilten Luxusgattin. Und da haben nun die Frauen Generation um Generation geglaubt und glauben noch heute, nach jahrhundertelanger Unterdrückung und Abhängigkeit sei für sie ... ein neues Zeitalter angebrochen, sei es möglich geworden, durch redliche und gute Arbeit jenes Maß an materieller Unabhängigkeit, individueller Entfaltung und Selbstbestimmung zu erreichen, das im Westen für einzelne Männerkategorien immer selbstverständlich war und im Laufe der letzten 150 Jahre für alle Männer selbstverständlich geworden ist.«

Rund zehn Jahre vor von Roten hatte schon Simone de Beauvoir in *Das andere Geschlecht* (1949), das international wohl wie kein anderes Werk den Beginn des zweiten feministischen Aufbruchs im 20. Jahrhundert markiert, analysiert:

»Bei der Frau findet sich von Anbeginn ein Konflikt zwischen ihrer autonomen Existenz und ihrem ›Anders-Sein‹. Sie wird gelehrt, sie müsse zu gefallen suchen, müsse sich zum Objekt machen, um zu gefallen; sie solle also auf ihre Autonomie verzichten. Man behandelt sie als eine lebendige Puppe und verweigert ihr die Freiheit. So schließt sich ein Circulus vitiosus. Denn je weniger sie ihre Freiheit ausübt, um die Welt ihrer Umgebung zu verstehen, zu ergreifen und zu entdecken, um so weniger Rückhalt wird sie in sich selbst finden, um so weniger wird sie sich als Subjekt zu behaupten wagen«.

Und Betty Friedan schreibt in ihrem für den feministischen Aufbruch ebenso zentralen Buch *Der Weiblichkeitswahn* (1963):

»Das amerikanische Vorort-Haus ist nicht wirklich ein Gefängnis, und doch sind die Hausfrauen in ihm gefangen; sie können ihm nur entkommen, wenn sie von ihrer menschlichen Freiheit Gebrauch machen und ihr Selbstwertgefühl wiedererringen. Sie dürfen nicht mehr namenlos, entpersönlicht, manipuliert sein, sondern müssen ihr Leben auf ein selbstgewähltes Ziel ausrichten. Sie müssen beginnen, geistig erwachsen zu werden ... Der Weiblichkeitswahn schreibt den Frauen einen Tod bei lebendigem Leibe vor. Im Angesicht des langsamen Todes ihres Ich müssen die amerikanischen Frauen ihr Leben ernst zu nehmen beginnen ... Es führt für diese Frauen kein Weg aus ihrem bequemen Gefängnis, es sei denn, sie nähmen die Mühsal auf sich, ihn sich selbst zu bahnen.«

Noch einmal einige Jahre später, 1968, wird Helke Sander es in ihrer Rede im Namen des Berliner »Aktionsrates zur Befreiung der Frauen« am 2. Tag der 23. Delegiertenkonferenz des SDS in Frankfurt am Main, so ausdrücken:

»Die Trennung zwischen Privatleben und gesellschaftlichem Leben wirft die Frau immer zurück in den individuell auszutragenden Konflikt ihrer Isolation. Sie wird immer noch für das Privatleben, für die Familie erzogen, die ihrerseits von Produktionsbedingungen abhängig ist, die wir bekämpfen. Die Rollenerziehung, das anerzogene Minderwertigkeitsgefühl, der Widerspruch zwischen ihren eigenen Erwartungen und den Ansprüchen der Gesellschaft erzeugen das ständige schlechte Gewissen, den an sie gestellten Forderungen nicht gerecht zu werden, bzw. zwischen Alternativen wählen zu müssen, die in jedem Fall einen Verzicht auf vitale Bedürfnisse bedeuten.«

Dass das Aufbegehren gegen die geschlechtshierarchische Organisation und Teilung von Produktion und Reproduktion, von Öffentlich und Privat und das Unbehagen am Korsett Weiblichkeit, der Wille es abzustreifen und ein Leben in Freiheit zu wagen, im Übrigen kein Westphänomen ist, belegen folgende Sätze aus der Einleitung zu einem Buch, das in den späten 1970er Jahren in beiden Deutschlands Frauen bewegte: Maxie Wanders *Guten Morgen, du Schöne. Frauen in der DDR*, dort erschienen 1977, und 1978 dann in der BRD:

»Unsere Lage als Frau sehen wir differenzierter, seitdem wir die Gelegenheit haben, sie zu verändern. Wir befinden uns alle auf unerforschtem Gebiet und sind noch weitgehend uns selbst überlassen. Wir suchen nach neuen Lebensweisen, im Privaten und in der Gesellschaft. Nicht gegen die Männer können wir uns emanzipieren, sondern nur in der Auseinandersetzung mit ihnen. Geht es uns doch um die Loslösung von den alten Geschlechterrollen, um die menschliche Emanzipation überhaupt. Offensichtlich geworden ist das Bedürfnis der Frauen nach Selbstverwirklichung. Noch verzweifeln und scheitern viele am »Druck des Herkommens«, an den bestehenden Normen, die wir zu wenig in Frage stellen. Eine Frau hat mir gesagt: »Wenn ich dauernd gehindert werde, vom vorgeschriebenen Weg abzuweichen, im Elternhaus, in der Schule, im Beruf, in der Politik, sogar in der Liebe, dann macht mich das böse und treibt mich in den Traum zurück. Ich beginne die Wirklichkeit zu hassen und mich selber auch, weil ich so ein lahmer Frosch bin.«

All diese Zitate machen eins sehr deutlich: Im Vordergrund steht die Erkundung der Ambivalenzen, die einer unterworfenen weiblichen Subjektivität geschuldet sind, und die Suche nach Wegen, die aus dem Laufgitter herausführen. Dass das nicht

ohne innere Spannungen und Zerrissenheiten sowie extreme, auch moralisierende und moralisierte, Konflikte zwischen Frauen vonstatten ging, versteht sich. Nicht zufällig ist daher gerade dieser Widerspruch zwischen angestrebter politischer Radikalität und dem Verhaftetsein mit der eigenen Unterwerfung eines der zentralen Themen des 70er Jahre-Feminismus – und beispielsweise von Verena Stefan in *Häutungen* (1975) oder Anja Meulenbelt in *Die Scham ist vorbei* (1976) auf oft quälende Weise erkundet und literarisch bearbeitet worden. Dabei zielte der Satz »Das Private ist politisch« in diesem Zusammenhang nicht darauf, die Irrungen und Wirrungen des eigenen Intimlebens zu sezieren, wie es heute oft missgedeutet wird, sondern darauf, sowohl die Weisen zu erkennen, wie sich patriarchale Verhältnisse und Verhinderungen im Leben jeder Einzelnen materialisieren, als auch darauf, zu erkunden, wie wir aus dem Wissen um die genuinen Bedingungen unserer Leben, die Kraft zu leben und die Gründe zu handeln gewinnen können, wie Simone de Beauvoir schrieb.

Das zentrale Kennzeichen des Feminismus der zweiten Welle – und das ist aus meiner Sicht eines seiner kostbarsten Erbstücke – ist mithin genau dieser Versuch, die Bedingung der Möglichkeit zu erkunden, wie gesellschaftliche und individuelle Freiheit zusammen zu denken wären, Feminismus sowohl als Projekt der politischen Emanzipation als auch der privaten Befreiung zu verstehen, ein Projekt von Freiheit *und* Gleichheit/Gerechtigkeit zu sein. Denn das Eine ist ohne das Andere nicht zu haben: Freiheit nicht ohne Gleichheit, diese wiederum nicht ohne Gerechtigkeit, individuelle Autonomie nicht ohne gesellschaftliche Bedingungen, die Freiheit ermöglichen. Der feministische Clou besteht also gerade darin, sowohl die unterschiedlichen Bedingungen freizulegen, die Handeln ermöglichen oder eben verhindern, als auch politisch für die Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten aller Frauen zu streiten. Darauf zielte die Rede von »wir« bzw. »alle Frauen«, nämlich darauf, dass alle Frauen sich auf den Weg der Emanzipation machen können und nicht durch private Zwangsverhältnisse und die gesellschaftliche Entwertung ihrer Arbeit ›aus Liebe‹ oder durch die rigide heteronormative Regulierung von Weisen zu sein, am Aufbruch gehindert werden.

Welche Freiheit also? Feminismus, das meine abschließende **These** zu diesem Begriff, hat Freiheit wenigstens intuitiv verstanden als die Freiheit, sich neu zu entwerfen, nicht als die Freiheit von Politik, oder die Freiheit, die gegründet ist auf den »Besitz« von Rechten. Freiheit verstanden in Foucaults Sinne als die Freiheit, »sich selbst zu regieren«, als politische »Tugend«, insofern Politik (auch) die Aktivität der Selbst-Konstitution ist. Dabei ging und geht es nicht um voluntaristische, vielleicht auch solipsistische Selbst-Entwürfe, wie sie in Teilen des neuen deutschen Mädchen-

Feminismus en vogue sind. Vielmehr im Wissen darum, wie intim Subjektivität und Subjektion miteinander verwoben sind, Freiheit nicht als souveräne Selbstsetzung zu sehen, als Prozess der Herauslösung aus Bindungen und ja: auch aus Abhängigkeiten, sondern vor allem als Prozess, in dem in der An/Erkennung und Durcharbeitung derjenigen machtgetränkten Prozeduren, die uns zu den Subjekten gemacht haben, die wir heute sind, die Kontingenz der herrschenden Formen ›zu sein‹ aufgedeckt und neue Formen zu sein denk- und lebbar gemacht werden.

Und das führt uns zum Begriff der Gerechtigkeit. Eingedenk dessen, was ich eingangs gesagt habe, werde ich mich selbstredend hüten, den vielen Gerechtigkeitsbegriffen einen weiteren hinzuzufügen. Ich will stattdessen eine Spur weiter verfolgen, die in der Auseinandersetzung mit dem Begriff der Freiheit aufgetaucht ist. Wenn es im Feminismus darum geht, aus dem Laufgitter zu treten – um im Bild zu bleiben, so wäre Index von Gerechtigkeit, die Existenz der Möglichkeit, dies zu tun, also seine eigenen Zwecke verfolgen zu können, eben nicht den Beschränkungen des Gitters unterworfen zu sein, nicht so regiert zu werden, sich selbst regieren zu können. Schlicht gesagt geht es hier darum, dass alle Personen – eben auch Frauen – in den Stand gesetzt werden, je eigene Vorstellungen eines »guten Lebens« entfalten zu können – Vorstellungen, die unaufhebbar partikular sind, also nicht von einer für alle gleichermaßen geltenden Norm abgeleitet werden können. Insofern jedoch niemand Vorstellungen eines »guten Lebens«, die dafür nötigen Maßstäbe und Maximen, Werte und Wünsche, Normen und Narrationen aus sich selbst gewinnt, sondern nur im Austausch mit anderen, schließt das ebenso schlicht ein, dass sich alle ohne Gefahr in Gesellschaft begeben können.

Und damit sind wir im Bereich von Rechten auf körperliche Unversehrtheit und soziale Absicherung, im Bereich von Bildungsrechten und kulturellen Rechten, von Rechten der zivilen Assoziation, im Bereich wirtschaftlicher Rechte und der Rechte auf politische Partizipation. Dass in unseren Gesellschaften Gerechtigkeit meist in der Form von Rechten formuliert ist, erklärt im Übrigen, warum Rechtspolitik auch im Feminismus eine so bedeutende Rolle spielen. Denn es sind demokratisch erzeugte und legitimierte Rechte, die die für unsere Gesellschaften unabdingbare Solidarität unter Fremden gewährleisten, die die Chance garantieren, selbstbestimmt und ohne Willkür den eigenen Lebensweg zu gestalten.

Solange es daher vor diesem Hintergrund zwischen Frauen und Männern ein Gefälle gibt im Zugang zu Definitionsmacht darüber, was Arbeit, Macht, Freiheit, Autonomie, Privatheit, Zukunft, Wirtschaft, Bedürfnisse, soziale Verantwortung ist, solange politische Macht- und Entscheidungspositionen, bezahlte und unbezahlte Arbeit, Zugang zu Bildung und Wissen(schaft), Einkommen und Zeit nicht gerecht

verteilt sind zwischen den Geschlechtern, solange es eine auch geschlechtlich indizierte Ungleichverteilung gesellschaftlichen Reichtums gibt, solange soziale Rechte, private Bürger_innenrechte und politische Partizipationsrechte nicht für alle, unabhängig von Geschlecht und Sexualität, aber auch von Ethnizität, Klasse oder geopolitischer Herkunft gleichermaßen garantiert sind, solange nicht garantiert ist, dass nicht nur alle ihre Lebensweisen und Zugehörigkeiten selbst wählen können, sondern dass sie in diesen Entscheidungen auch unterstützt und respektiert werden, erfüllt unsere Gesellschaft diesen Index von Gerechtigkeit nicht.

Eine Politik der Geschlechtergerechtigkeit – und jetzt bin ich doch in die Falle der Vermehrung von Gerechtigkeitsbegriffen getappt –, im Zeichen von Freiheit verbindet daher private Freiheitsrechte – das Recht, vom Staat in Ruhe gelassen zu werden – und das Recht auf Unverletzbarkeit der Persönlichkeit mit der Garantie einer Freiheit zu öffentlicher Praxis, das heißt mit sozialen Ermöglichungs- und politischen Partizipationsrechten. Denn nur, wer auch sozial und ökonomisch in den Stand versetzt ist, sich aktiv an den Entscheidungsprozessen des Gemeinwesens beteiligen zu können, hat die Chance, selbst bestimmen zu können, was wichtig für sie oder ihn ist. Nur eine eigenständige Existenzsicherung etwa, die nicht an eine private Beziehung oder an eine Lebensform (Familie) gebunden ist, ein rechtlich garantierter Zugang zum Arbeitsmarkt und zu sozialrechtlichen integrativen Förderungen ermöglicht allen die Entwicklung je eigener Perspektiven für ihre Zukunft. Es muss dabei der Grundsatz gelten, dass weder Staat noch Dritte in selbstgewählte Identitäten und Lebensentwürfe eingreifen oder diese verletzen dürfen. Dieser Grundsatz beinhaltet erstens, dass der Staat nicht einseitig bestimmte Lebensentwürfe privilegieren darf, sondern allen Individuen als Individuen garantieren muss, selbstbestimmt handeln zu können, und zweitens, dass dominant gewordene Moralvorstellungen nicht zur Einschränkung der Autonomie Einzelner führen dürfen. Alle Bürger_innen haben zwar als Gleiche ein Recht darauf, dass ihre Identität und Lebensweise angemessen respektiert wird, nicht aber darauf, dass ihre Werte und Vorstellungen eines »guten Lebens«, wenn sie in der Mehrheit sind, die Grundstruktur der Gesellschaft bestimmen und zur Basis allgemein verbindlicher Regelungen werden.

Wenn die Kernfragen von Feminismus – und damit komme ich zum Schluss, nämlich das Recht auf politische und gesellschaftliche Teilhabe, die Chance ökonomischer Unabhängigkeit, das Recht auf Wissen/Bildung und die Möglichkeit, ein selbstbestimmtes Leben ohne Gewalt führen zu können, körperliche, seelische und geistige Unversehrtheit als Bedingung der Möglichkeit, ein Leben in Freiheit führen zu können, die Möglichkeit der Selbstverständigung über das, was wichtig ist –

global gesehen so aktuell sind wie je, dann sind Freiheit und Gerechtigkeit so
verknüpft gedacht taugliche Prinzipien für den Feminismus des 21. Jahrhunderts.